

KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
HERAUSGEgeben VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

29. Jahrgang

August 1976

Heft 8

ZUR AUSSTELLUNG „DIE STILLE ZERSTORUNG. EIN DENKANSTOSS FÜR JEDE STADT“

(Mit 7 Abbildungen)

Im Römisch-Germanischen Museum in Köln war vom 18. März bis zum 2. Mai eine Ausstellung zu sehen, auf die noch einmal hinzuweisen sich lohnt, insbesondere, da man sich eine stärkere Resonanz in der örtlichen Tagespresse gewünscht hätte. Ursprünglich zusammengestellt als Beitrag zum Jahr des Denkmalschutzes ist sie vorzüglich geeignet, das Nach-Denken darüber wachzuhalten und zu verhindern, daß ein Besinnen auf sorgfältigeren Umgang mit unserem ohnehin kargen Denkmalbestand von unbedachtsamer Geschäftigkeit verdrängt wird.

In der Ausstellung, „Die stille Zerstörung. Ein Denkanstoß für jede Stadt“, gestaltet von Suse Schmuck, der auch die Idee zu danken ist, ermöglicht das Nebeneinander neuer und etwa 70 Jahre alter Photographien von Bauwerken, Straßen und Plätzen eine Überprüfung der in diesen Zeitraum entstandenen Veränderungen einer Stadt. Gezeigt sind Veränderungen, die nicht unabdingbare Folge des Krieges waren, sondern die vermeintlich notwendigen Eingriffe nach dem zweiten Weltkrieg zwecks Anpassung an die Zeit.

Den Bezugspunkt, die Dokumente für das Gewesene, lieferte das „Badische Kunstdenkmälerarchiv“, der 10 000 Platten umfassende Nachlaß des Hofphotographen Wilhelm Kratt (1869—1949), heute im Photoarchiv des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg.

Das Resultat der vergleichenden Betrachtung dieser Bilder und der vom gleichen Standort neu erstellten Ansichten ist nicht schmeichelhaft für die jüngste Vergangenheit und das wäre es in nur wenigen deutschen Städten und Dörfern, unterzöge man sie einer solchen Prüfung. Der Name der als Lehrstück dienenden Stadt ist austauschbar und in diesem Sinne nicht von Belang. Gerade weil die Bilanz beinahe allerorten negativ wäre, ist es wich-

tig, daß die Ausstellung nach Köln gekommen ist, und wäre es nötig, sie an andere Städte weiterzureichen.

Sie ist nicht als Ausdruck „sentimentaler Veränderungsfeindlichkeit“ gedacht, „jede Zeit hat ein Recht auf den Wandel, der ihr dient“ heißt es im Katalog. Die Ausstellung soll den Blick schärfen für den Schaden, den Bauwerk und Stadtgefüge erleiden, wenn man sie ohne Rücksicht auf die Konzeption ihrer Erbauer verändert.

Es sind nicht nur die Ergebnisse gedankenloser Abbrüche vorgeführt — die auch, es fanden sich erschreckende Beispiele — sondern ebenso die der kleinen Modernisierungen, Verwendung unpassenden Materials, Einsetzen moderner Türen, Herausnehmen der Fensterkreuze, Modernisierungssünden also, die noch täglich begangen werden und die durch mehr Bewußtseinsbildung, mehr Verdeutlichen der Dissonanzen vielleicht zu verhindern wären. Im direkten Vergleich gelingt es Suse Schmuck, die Zerstörung der Proportionen, Verarmung im Detail, eine Verödung des Umraums auch dem ungeübten Blick augenfällig zu machen. Prägnante Texte begleiten die Photos.

Mit einem Spitzenkleid ohne Spitzen vergleicht die Autorin das modernisierte, ehemalige Promenadenhaus, das 1814—1815 von Weinbrenner erbaut wurde (Abb. 1a + b).

Es hat sein Gesicht verloren und ist zudem in seinem Standort hart bedrängt. Das Beispiel kann Hausbesitzern und Architekten verdeutlichen, wie leicht die Subtilität eines Bauwerks zu zerstören ist. Die feingliedrigen Fenster, ursprünglich eingebunden in die Wand und in belebender Wechselwirkung auf die Fläche bezogen, sind durch moderne Kippfenster ersetzt. Jetzt ist die Fassade aufgerissen, die dunkle Farbe unterstreicht das harte Gegeneinander von Offnung und Wand. Auf den gestaltlosen Teerbelag wird im Text verwiesen. Das Hochhaus in seiner unmittelbaren Nähe ist ein Exemplum für den Verlust an Maßstäblichkeit, eines der ärgsten Probleme in unseren Städten. Kaum eine Stadt, in der es an solchen Beispielen fehlt; allen voran geht die Bundeshauptstadt mit ihrem jedes erträgliche Maß sprengenden Stadthaus (Abb. 3a).

Ein Warenhaus aus dem Jahre 1912 (Abb. 2a + b), gebaut von Wilhelm Kreis, ist offensichtlich lästig geworden. Es befindet sich im Besitz eines Konzerns und scheint der Ausbreitung des Unternehmens im Wege zu stehen. Es wurden Abbruchsverhandlungen mit dem Landesdenkmalamt geführt, der rückwärtige Teil des Gebäudes ist zum Abbruch freigegeben; der Hauptbau scheint, wie es im Katalog heißt, gerettet zu werden. Vasen und Figuren waren bereits von den Pilastern entfernt. Ein Gerüst an Stelle der Frieszone will aufweisen, daß man Passanten nur mit solchen Hilfsmaßnahmen gegen herabstürzende Bauteile schützen könne; dem Beobachter zeigt es die Abbruchsabsichten, da hier der Eigentümer die Mittel für die Renovierung täglich bereitstellen könnte.

Der Ausstellungsbesucher sieht an etwa 20 weiteren Vergleichspaaren eine Auswahl anderer Möglichkeiten zu Fehlentscheidungen, zu Irrtümern, wie die raumbindende oder zerstörende Funktion eines Straßenbelages, das durch Kanalisation beziehungslos gewordene Gewässer, zu Vorstädten verarmte Dörfer, Fassaden, ihres Schmuckes beraubt oder durch moderne Läden aus dem Gleichklang gebracht.

Auch Gärten bleiben bekanntlich nicht verschont. Für das Idol der modernen Gartenarchitektur, die durchgehende Rasenfläche, nützlich, um auch kleine Gärten bewohnbar zu machen, findet sich überall Verwendung. Sie ist ungeeignet, eine achsialsymmetrisch gegliederte Parkanlage vor einem Palais in barocken Formen zu ersetzen. Garagen flankieren an anderer Stelle die barocke Mittelachse eines Pavillons aus dem 18. Jahrhundert, Nutzung weicht der Ästhetik.

Daß Vorgärten geopfert wurden für den fließenden und „ruhenden“ Verkehr, war jahrelang leider eine Selbstverständlichkeit. Den Platz der verlachten Eisengitter nahm das Auto ein. Verlacht, weil man die kleinen Vorgärten des 19. Jahrhunderts als Überbleibsel spießiger Bürgerlichkeit unglimpfte und nicht merkte, wieviel liebenswürdige Beschaulichkeit man mit ihnen zerstörte.

Das Verhängnis für unsere Städte war und ist die bei den Agierenden zu schwach ausgeprägte Empfindlichkeit für urbanen Lebensraum und die Vermengung von Ideen. Natürlich glaubte jeder bei allen Eingriffen richtig zu handeln, zeitgemäß; niemand wollte etwa die Fassaden häßlicher machen.

Zu lange haben sich zu wenige Verteidiger der Architektur des 19. Jahrhunderts gefunden. Die Zerstörung des Krieges tat das ihre. Wer wollte sie denn noch, die zerschossenen, verdreckten, ausgebrannten Fassaden inmitten der Trümmer, in einer Zeit, in der jeder Neubau als Wende zu normalen Verhältnissen begrüßt wurde? So versuchte man bei notwendigen Reparaturen den Häusern ein neubauartiges Aussehen zu geben und Bauhausideen am falschen Objekt zu verwirklichen. Große Glasscheiben wurden zur Prestigefrage und aus Fenstern zum Hinausschauen wurden Glasflächen zum Vorzeigen. Die wenigen mahnenden Stimmen wurden belächelt und es hat sehr lange gedauert, bis sie beachtet wurden.

Das Europäische Denkmalschutzjahr hat bei den Bürgern viel Interesse gefunden. Künftig sind rücksichtslose Abbrüche und Bausünden der Architekten an dem Denkmälerbestand nicht mehr entschuldbar. Zum Beispiel ist nicht zu verzeihen, daß ein namhafter Architekt in der Bundeshauptstadt Bonn seinen Neubau bis auf die Nähe von ca. 13 m an das Bahnhofsgebäude heranrücken will, dem Bahnhof damit den nötigen Umraum nimmt, die Straße hier in einen Schacht verwandelt und sich nicht scheut, durch Anheben des Straßenniveaus die Proportionen des historischen Bauwerks zu zerstören (Abb. 3b + c).

An diesem in der Zwischenzeit schon begonnenen Bauvorhaben zeigt sich, daß es notwendig ist, wachsam zu bleiben. Suse Schmucks Paradigma ist ein wichtiger Beitrag zu dem Bemühen, sehen zu lehren und weitere Schäden zu verhindern. Es wäre empfehlenswert, die Ausstellung in den Technischen Hochschulen den künftigen Architekten zu zeigen.

An die Veranstalter, die Staatliche Kunsthalle in Karlsruhe, sei appelliert, die Ausstellung trotz der Einwände und Bedenken, die der Karlsruher Oberbürgermeister in einem Brief äußerte, weiterzugeben. Er als Stadtoberhaupt sollte sich dessen bewußt werden, daß seine Verwaltung nicht schlechter ist als die anderer Städte, aber auch nicht besser, daß er aber in der breiten Öffentlichkeit zum Besseren beitragen kann, wenn er weiteren Veranstaltungen nicht im Wege steht.

(Der sehr gute und vollständige Katalog der Ausstellung ist zum Preise von DM 8,50 + Versandkosten zu beziehen bei: Dr. Suse Schmuck, Beethovenstr. 9, 7500 Karlsruhe.)

Olga Sonntag

REZENSIONEN

KARL-HEINZ CLASEN, *Der Meister der Schönen Madonnen. Herkunft, Entfaltung, Umkreis*. W. de Gruyter, Berlin/New York 1974 (ISBN 3 11 003944 3), 219 S., 425 Abb. DM 190,—.

Die Probleme der mitteleuropäischen Skulptur um 1400, vor allem eines ihrer Hauptthemen, der sog. Schönen Madonnen, sind in den letzten Jahren ständig Gegenstand kunsthistorischer Forschung und Diskussion gewesen, wobei vor allem Fragen der Lokalisierung, Gruppierung und Datierung ins Zentrum lebhafter Kontroversen rückten. Karl-Heinz Clasen versteht sein Buch „Der Meister der Schönen Madonnen“ als zusammenfassenden Abschluß; es ist jedoch eher ein letztes Wort des Hauptparteigängers derjenigen These, die alle hervorragenden Statuen der verschiedenen Regionen einem einzigen wandernden Genie zuschreibt, das, aus dem frankoflämischen Bereich kommend, über das Rheinland, den Deutschordensstaat, nach Schlesien, nach Mähren und schließlich nach Böhmen wanderte und überall zahlreiche Nachfolger und Nachahmer hinterließ. Das Buch ist somit gegen die anderen Erklärungsmodelle gerichtet, die böhmischen oder salzburgischen Ursprung des Typs der Schönen Madonnen annehmen, ebenso gegen die Annahme mehrerer gleichbedeutender Bildhauer oder gar die einer kollektiven Wurzel dieses Stils und dieser Figurentypen.

Nach der Untersuchung der dem Meister zugeschriebenen Werke in der von Clasen postulierten Abfolge ihrer zeitlichen und örtlichen Entstehung geht der Verf. — in derselben Reihenfolge — auf die von diesem „Einzelgänger“ ausgehenden Wirkungen ein, und zwar breiter als es eine Monographie erforderte, enger als es für eine Geschichte der Madonnenstatuen